

INTERVIEW: DIETRICH MITTLER

Dietlinde Mocnik verbringt ihre letzte Lebenszeit in der Hospizgemeinschaft „Domicilium“ im oberbayerischen Weyarn. Die 69-jährige gebürtige Berlinerin ist an Lungenkrebs erkrankt. Nun hat sie mit all den Menschen, die ihr im Leben wichtig waren, ein „Fest des freudigen Wiedersehens“ gefeiert. Nach der Abschiedsparty spricht sie noch einmal über das Leben, die Liebe, die Hoffnung. Und den unausweichlichen Tod.

SZ: Sie haben kürzlich im Hospiz in Weyarn mit mehr als 40 Gästen ein Fest gefeiert. Überwog da nicht die Trauer?

Dietlinde Mocnik: Überhaupt nicht. Jeder hat hier gestrahlt und mitgemacht. Das Fest war ja aus dem Handgelenk geschüttelt. Wir haben gesagt, wir machen das schon. So entstand ein kleines Blumenparadies, eine Künstlerin spielte auf der Harfe. Es war ein Fest von vielen für viele. Das war Geist, Spiritualität. Es ist aus vollem Herzen gelacht worden.

Ihr Bruder aus Amerika war auch auf dem Fest. Wie sind Sie sich da begegnet? Ging das so unbefangen?

Wir haben seit Jahrzehnten eine ganz klare Absprache. Uns geht es darum, dass Dinge zu Lebzeiten gesagt werden, stattfinden. Wir wollen nicht, dass der ganze Nachruf im Grunde eine Farce ist, die nicht widerspiegelt, wer da eigentlich gestorben ist.

Was würden Sie denn in Ihren Nachruf reinschreiben?

Nicht viel. Sie werden es in Kürze lesen.

Haben Sie gerade Schmerzen?

Starke Schmerzen, ja. Im Moment stehe ich unter einer sehr hohen Dosis Morphium. Insgesamt bekomme ich acht unterschiedliche Medikamente. Letzte Nacht hat nichts mehr gewirkt.

„Es tut weh, wenn man in den Spiegel schaut.“

Dietlinde Mocnik über die Auswirkungen des Lungenkrebses auf ihren Körper.

Wann wurde Ihnen mitgeteilt, dass Sie Krebs haben?

Die Diagnose habe ich im Frühjahr 2011 bekommen. Es ist ja die Ironie meines Schicksals, dass ich ausgerechnet durch meinen Beruf in der Möbelindustrie, den ich so sehr geliebt habe, an Lungenkrebs sterben werde – und das als Nichtraucherin. Nur weil damals die Schadstoffbelastung noch unkontrolliert war.

Wie sehr hat der Krebs bereits Besitz von Ihrem Körper ergriffen?

Ich habe noch genau zwei Hosen, die sich so weit dehnen, dass ich da hineinpasse. In der Mitte meines Körpers sammelt sich Wasser. Der Lymphrückstau ist wohl ein Zeichen des fortschreitenden Krebses. Umgekehrt baut sich die Muskelmasse ab. Es tut weh, wenn man in den Spiegel schaut. Nix mehr bleibt, nur noch Knochen.

Wenn Sie auf Ihr bisheriges Leben zurückblicken, welches Fazit ziehen Sie?

Das wäre zu simpel! So einfach komme ich nicht davon. Es fällt mir unter Morphium allerdings auch schwer, es klarer zu formulieren. In jedem Fall war mein Leben eine Herausforderung, die nicht immer leicht war, die ich aber angenommen habe. Meine behinderte Tochter Carolin, die ich über alles liebe, hat mich und mein Leben sehr geprägt. Durch sie bin ich unheimlich anspruchsvoll und kritisch geworden – selbstkritisch allerdings auch. Carolin hat mich auf den Weg gebracht. Sie kam 1980 mit dem Downsyndrom auf die Welt.

Damals gab es noch viele Vorurteile.

Ja, haufenweise – deshalb sind wir ja alle kleine Revoluzzer geworden. Wir sind die Generation, die es überhaupt ermöglichte, dass es heute integrative Fördermaßnahmen für behinderte Menschen gibt und dass die Vorurteile so langsam dahin-

Das letzte Fest

Bevor sie aus der Welt scheidet, hat Dietlinde Mocnik eine große Party gefeiert. Ein Gespräch über Leben und Tod, Hoffnungen und Ängste



Die 69-jährige Dietlinde Mocnik hat – wie sie sagt – durch viel Glück für sich ein Hospiz gefunden, in dem ihr die Wünsche von den Augen abgelesen werden. Hier hofft sie, im Frieden aus der Welt scheiden zu können. FOTO: DIETRICH MITTLER/ OH

schmelzen. Geklotzt wird zwar immer noch. Aber unsere Generation hat es sich einfach nicht gefallen lassen, dass unsere Kinder als mongoloide Idioten abgestempelt wurden.

Weiß Ihre Tochter, dass Sie so schwer krank sind?

Ja. Bei ihrem Vater hat sie es knallhart erlebt. Er ist vor neun Jahren an Lungen-

krebs gestorben. Drei Tage vor seinem Tod war sie mit mir noch in der Klinik. Er war da schon nicht mehr ansprechbar, und Carolin konnte klar erkennen, dass das Sterben für ihren Vater der einzig noch gehbare Weg war, dass es kein Zurück mehr gab.

Und weiß Ihre Tochter Carolin auch, dass sie bald ihre Mutter verlieren wird?

Ich bin einmal einen Satz zu weit gegang-

gen. Das merkte ich sofort an ihrer Gestik und ihrer Mimik. In dem Augenblick, als sie sich an meiner Hand festklammerte, da wusste ich, dass ich sie überfordert hatte. Ich habe einen recht trockenen Humor.

Was haben Sie da zu ihr gesagt?

Es ging um Äußerlichkeiten, um Kleidung und so weiter. Ich habe gesagt, ich möchte in jedem Fall schön sterben.

Hospize und Palliativstationen

„Jeder hat das Recht, gemäß seinen Werten und Vorstellungen zu sterben“, darin sind sich Gesundheitsminister Marcel Huber und seine Kabinettskollegin, Sozialministerin Christine Haderthauer, einig. Aktuell gibt es in Bayern 14 stationäre Hospize mit insgesamt 142 Betten. In Würzburg entsteht zudem gerade ein Erwachsenen hospiz, in dem zehn Menschen die letzte Phase ihres Lebens verbringen können. Speziell um Kinder kümmern sich ein stationäres Hospiz in Bad Grönenbach sowie zehn Kinderhospizdienste.

Zudem gibt es im Freistaat derzeit 84 Krankenhäuser mit einem palliativmedizinischen Angebot für Patienten, deren schwere Krankheiten nicht mehr zu heilen sind. Die Staatsregierung fördert darüber hinaus den Aufbau spezialisierter ambulanter Palliativ-Teams. Im Augenblick sind 21 solcher Teams in Bayern tätig. Die Krankenkassen förderten die ambulante Hospizarbeit im Jahr 2012 mit un-

gefähr 4,92 Millionen Euro. Doch der Bedarf wird nicht gedeckt. Wissenschaftler und Praktiker warnen davor, dass die vorhandenen Kapazitäten längst nicht ausreichen. „Die Palliativstationen und Hospize sind reine Sterbesta-



Der Bedarf an Palliativplätzen ist in Bayern nicht gedeckt. FOTO: CATHERINA HESS

tionen geworden“, sagt der Würzburger Sozialwissenschaftler Ernst Engelke. Die Menschen, die sich um Schwerstkranke und Sterbende kümmern sollen, arbeiteten oft am Rande ihrer Kräfte, so dass sie nicht mehr die Sterbebegleitung leisten können, die sich ein jeder wünscht. „Das Schlimme ist, dass auch die Palliativmediziner, die so schön über das Sterben und die vorzügliche Versorgung schreiben, diese Wirklichkeit nicht zur Kenntnis nehmen. Im Gegenteil, sie beschönigen die Katastrophe noch“, sagt Engelke.

Dem Sozialministerium zufolge beträgt die durchschnittliche Verweildauer in den stationären Hospizen 21 Tage – von der Ankunft bis zum Tod. Wer in ein Hospiz aufgenommen werden will, braucht dazu in der Regel die Bescheinigung durch einen Arzt. Grundsätzlich wird der Aufenthalt in einem stationären Hospiz von der Kranken- und der Pflegekasse sowie dem Hospizträger finanziert. DM

Was geschah dann?

Mir tat das sehr leid. Ich fragte, ob wir das alleine wieder in die Reihe kriegen. Da hat sie sich wieder gefunden und gesagt: „Ist schon in Ordnung, das machen wir.“

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Wer die nicht hat, der lügt. Der Tod ist etwas Unvorstellbares, etwas Geheimnisvolles, ist etwas Großartiges, was halt einfach als Abschluss dazugehört. Aber ganz angstfrei bin ich nicht.

Gab es Momente, in denen Sie mit Ihrem Schicksal gehadert haben?

Im Juli letzten Jahres. Da habe ich mich dermaßen verlassen gefühlt von einem Onkologen. Er hat einfach nicht verstanden, dass die Schmerzbelastung, mit der er mich nach Hause geschickt hat, weit über meine Grenzen hinaus ging.

„Es findet kein Moment ohne mich statt.“

Dietlinde Mocnik über die Zeit nach ihrem Tod, die sie „neugierig“ erwartet.

Und nun sind Sie bereit zu gehen?

Im Grunde ist nun das Einverständnis da, das Leben jetzt zu vollenden. Gut, es sind immer Rückfälle möglich. Kein Mensch ist perfekt – auch im Sterben nicht, ja da schon gar nicht. Aber es wird den Moment geben, in dem man den Sprung macht.

Was erhoffen Sie sich noch vom Leben?

Dass es so friedlich, so harmonisch wie nur eben vorstellbar zu Ende gehen darf. Mir wird hier an den Augen abgelesen, was mir gut tut, was mich freut. Diese Lebensqualität am Ende des Lebens, die würde ich jedem wünschen. Und dass sich noch viele großzügige Spender finden, die diese wertvolle Arbeit hier im Domicilium unterstützen. Ich weiß, was ich für ein Glück hatte. Ich habe diesen Platz nur durch ein Zufallsgespräch mit jener Unternehmerin gefunden, die meine Morphiumpumpe wartet.

Sie waren zuvor in einem Hospiz in München. Warum sind Sie dort weggegangen?

Wenn eine Millionstadt nur zwei Hospize hat, dann können sich die, die dort Sterbebegleitung leisten sollen, dem Einzelnen gar nicht mehr widmen. Da wird wirklich am Fließband gestorben. Es bleibt zu wenig Raum für Sterbebegleitung. Das ist eigentlich nur noch ein Warten auf den Tod.

Die Religion sagt, es gibt ein Leben nach dem Tod. Glauben Sie daran?

Das ist mir zu einfach formuliert. Das ist mir ein bisschen zu banal. Eine solche Abgrenzung zwischen Leben und Tod ist mir zu eng. Ich bin zu keinem Zeitpunkt tot. Ich bin zu jedem Zeitpunkt Bestandteil des kosmischen Geschehens, des Universellen. Es findet kein Moment ohne mich statt. Ich bin neugierig auf das, was mich erwartet.

Was geben Sie Menschen als Lehre mit, die noch voll im Leben stehen?

Ich sehe mich überhaupt nicht als zuständig an, anderen Menschen einen Rat zu geben. Aber was ich erfahren habe: Oft nehmen wir vieles im Alltag so als selbstverständlich hin. Es gibt gar keine Berechtigung dazu. Wenn ich Glück habe, dann ist das kein Verdienst. Es ist ein Geschenk.

Wie wichtig ist Liebe im Leben?

Also, das ist ja nun knallhart von Ihnen! Das als Schlussfrage obendrauf zu setzen, das ist ehrlich gesagt für mich jetzt ein bisschen der Hammer! Da muss ich fast die Antwort verweigern. Alles, was außerhalb von Liebe ist, wäre zu korrigieren nötig. Wir sind nicht überall in Liebe, nicht überall im Guten – wir sind jenseits des Paradieses. Liebe ist eigentlich das Allumfassende.

Nun haben Sie die Frage ja doch beantwortet. Wann ist ja gut.